Illustrierte Beilage

zur „Freien Presse“.

Nr. 9. Sonntag, den 19. August 1923. 1. Jahrgang.

Razzia. Von Paul Rosenhayn.

Die Dinge, die ich hier erzähle, sind zum Teil Wahrheit; zum sind sie gelogen. Der wahre Teil ist, wie ich gleich sagen will, nicht gut. Der von mir hineingelogene ist dagegen, wie ich gestehen muß, noch schlechter.

Die Geschichte als Ganzes ist insofern merkwürdig, als darin das Erotische legitim ist, das Bürgerliche kriminell und das Kriminelle ehrpußlich. Das klingt geheimnisvoll. Aber soll es auch.

Die Situation ist die, daß an einem späten Augustabend in einer Villa in der Calandrellianlage drei Personen zusammensaßen, zwei Männer und eine Frau. Das waren der junge Assessor Doktor Senkpiel, seine Frau Dolly und als Dritter der Oberstaatsanwalt Bloeding. Alle drei waren in Gesellschaftstoilette.

Der Oberstaatsanwalt hatte sich bereits zum Gehen erhoben — ach so, ich hatte vergessen zu sagen: der Assessor und seine junge Frau feierten ihren ersten Hochzeitstag. Das heißt, um keinen Zweifel aufkommen zu lassen: sie waren ein Jahr verheiratet.

Also, der Oberstaatsanwalt, der in leutseliger Weise seinen Gratulationsbesuch gemacht hatte, kam, während er dem Assessor Adieu sagte, ganz von selbst auf den Dienst zu sprechen.

„Wenn Ihnen das gelingt, lieber Senkpiel: diesen Spielhöllenfürsten Vandernepp zu erwischen — in flagranti, meine ich — also ich kann Ihnen nur sagen . . .“

„Jawohl, Herr Oberstaatsanwalt,“ antwortete der Assessor erfreut.

„Famos. Also Parole: Vandernepp muß unschädlich gemacht werden. Alles andere überlassen Sie mir; verlassen Sie sich auf den alten Bloeding!“

„Jawohl, Herr Oberstaatsanwalt!“

„Und damit Gott befohlen! Grüß Gott, Frau Dolly — noch viel Vergnügen — Ahaahaaha!“ — —

„Jawohl. Herr Oberstaatsanwalt!“ — — —

„Nun, Mäuschen,“ sagte der Assessor, „nun sage mir mal ganz offen und ehrlich, wie bist Du mit mir zufrieden gewesen — mit mir und mit der Ehe und so? Wie hat Dir dieses Jahr, das das erste Jahr unserer Ehe war, wie Du bemerkt haben wirst, denn nun gefallen?“

Frau Dolly nahm eine Zigarette aus dem Kristallkästchen und sah nachdenklich auf die rotberockte Jagdgesellschaft, die den Emailledeckel schmückte.

„Also, wenn ich offen sagen soll, Xaver . . .“

„Nanu?“ fuhr er herum.

„Ja, Xaver.“

„Wieso?“

„Ja, sieh mal, Xaver: nicht war, unsere Brautzeit, das war die Zeit der Werbung.“

„Nun ja,“ sagte Xaver, „die Merkmale der Brautzeit sind allerdings . . . und das ist ja Naturgesetz . . .“

„Ja, Xaver, aber sieh mal: das war doch schön. Zum Beispiel, wenn Du abends zwei Stunden vor meinem Fenster auf und ab gingst, klopfenden Herzens . . .“



Junge Liebe.

„Woher weißt Du denn das?“ — — „Du hast es mir doch selbst gesagt; nachher natürlich. Sieh mal, und jetzt? Jetzt hast Du mich sicher.“

„Mäuschen,“ sagte der Assessor, „das mußt Du doch einsehen, daß die Zeit der Werbung eben aufhört mit dem Tage, an dem zwei vor Gottes Altar treten und sich gegenseitig geloben, daß sie fortab . . .“

„Warum eigentlich, Xaver? Warum kann es nicht so bleiben?“

„Warum es nicht so bleiben kann —“ wiederholte er ein wenig unsicher, „mein Gott, schon Schiller sagt: die Leidenschaft flieht . . .“

„Was Schiller gesagt hat, ist mir bekannt. Es handelt sich augenblicklich darum, was Du sagst. Sieh mal, Xaver, nicht wahr: wir beide sind doch keine Alltagsmenschen, Du nicht, und ich nicht. Und auch Tante Amalie nicht.“

„Was soll denn Tante Amalie hier?“ erkundigte sich der Assessor entsetzt.

„Na ja, ich führe sie nur an; sie ist es, die mich auf diese Dinge aufmerksam...“

„Ach so,“ sagte der Assessor, „also Tante Amalie, die liebe Seele, steckt dahinter.“

Frau Dolly stieß das Fenster auf; der Hauch der schwülen Augustnacht strömte herein und füllte den Raum mit aufreizendem Duft.

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Gelt, Xaverl, wir beide sind doch Sonntagskinder, Du selbst hast es oft gesagt. Warum kann unsere Brautzeit nicht ewig dauern?! So zwanzig Jahre, will ich mal sagen. Was hat das mit dem Alter zu tun? Sie mal, hat nicht Tante Amalie...?“

Er zuckte zusammen. „Wäre es Dir nicht möglich, heute von Tante Amalie ein wenig abzusehen?“

„Sieh mal, Xaverl, die Werbung: das war doch das Schönste von unserer Liebe. Nicht wahr?“

Er konnte nicht umhin, dies zuzugeben.

„Nun siehst Du wohl! Wenn wir also in dieser Weise — es wäre entzückend! Glaube mir, der Alltag, tötet. Das sagt auch . . .“

Er machte einen scharfen Ruck zu ihr herum.

„. . . . auch Schiller. Muß denn unsere Ehe verlaufen wie so viele Ehen rechts und links? Nein, das muß sie nicht. Es liegt in unserer Hand. Wir können in einem dauernden Brautstand leben. Denn wir beide lieben uns doch, gelt, Xaver? Und da muß es Dir doch Freude machen, mich täglich neu zu erobern!“

Er sah sie an. „Du,“ sagte er, „da kommt mir eine Idee!“

„Siehst Du!“

„Ewig werben, das ist zwar nicht möglich — aber für einen Abend würde es gehen.“

„Was meinst Du?“ fragte sie verständnislos.

„Paß mal auf. Du bist in Gesellschaftsrobe — ich im Smocking. Die Vorbedingungen für ein leichtfertiges Abenteuer sind gegeben.“

„Nanu?“

„Du gehst auf die Straße.“

„Xaver!!!" — „Ich folge Dir. Ich rede Dich an. Mache Deine Bekanntschaft. Verstanden?"

„Und dann?"

„Wir nehmen ein Auto. Ich lade Dich ein, mit mir irgendwo zu soupieren: in der Peltzer-Grill oder bei Hiller. Dann fahren wir in die „Midinette". Du kennst doch die „Midinette?"

„Das soll ein lasterhaftes Tanzlokal sein?"

„In der Tat," sagte er das ist es."

Sie klatsche in die Hände.

„Und dann: denke Dir, Mäuschen — die „Midinette" ist zugleich Hotel. Man kann dort Zimmer auf Wochen, Tage und Stunden . . ."

„Xaver!!!"

„Wir sind doch verheiratet!"

„Wir haben eben beschlossen, daß wir es heute abend nicht sind!"

„Also wollen wir?"

„Aber einzeln. An der Ecke machen wir Bekanntschaft: dort drüben, wo die Litfaßsäule steht!"

*

Das Zimmer wird dunkel. Assessor Senkpiel schaltet mit umständlicher Gewissenhaftigkeit die Kontakte der elektrischen Sicherungsanlage ein; dann schlüpfte erst sie, kurze Zeit später er aus dem Hause. Programmäßig treffen sie sich an der nächsten Ecke, wo er höflich den Hut lüftet und die scharfsinnige Frage stellt, ob sie allein sei.

Zur gleichen Zeit begibt sich in der Villa dies: durch ein Loch in der Decke schiebt sich ein ungeheurer baumwollener roter Schirm. Er spannt sich auf, gleich darauf fallen Mörtelstücke herab und ein Mann wird sichtbar, der behutsam ins Zimmer gleitet. Er zieht eine Taschenlampe, späht rechts und links; darauf geht er an einen Kontakt und stellt mit offenbarer Sachkenntnis die Alarmvorrichtung ab. Darauf schaltet er das Licht ein, nimmt aus dem Kristallbehälter mit der Fuchsjagd eine Zigarette, zündet sie an. Darauf öffnet er die Jalousien und gibt ein Zeichen mit der Hand.

*

Herr und Frau Senkpiel hatten bereits zwei Foxtrotts, zwei Shimmys und einen Tango getanzt. Frau Dolly mußte zugeben, daß das Laster, soweit es durch die „Midinette" verkörpert war, entschieden seine reizvollen Seiten habe. So unbürgerlich, direkt ein Stückchen Ursprünglichkeit, ein Stückchen Natur. Er formte den Aphorismus, daß sich Natur von jeher bei Kaviar und Sekt am vorteilhaftesten ausgenommen habe.

Sie kehrten eben glühend an ihren Tisch zurück; er flüsterte dem Kellner etwas zu, was sie nicht verstand. Trotzdem wußte sie ganz genau, was er geflüstert hatte.

Gleich darauf kam ein würdiger Hotelkellner mit einem Meldeblock.

Er sah sie an. Sie wurde rot. Der Kellner zückte einen Bleistift; er schrieb:

Graf Alex v. Pummelrode und Frau Eva, geb. Freiin v. Zirmoisel.

Der Kellner machte eine ernsthafte Verbeugung und steckte Block und Bleistift in die Tasche.

„Darf ich die Herrschaft bitten, ich gehe voran, wenn der Herr Graf und die Frau Gräfin gestatten."

Der Herr Graf gestattete es, und auch die Frau Gräfin hatte nichts dagegen.

Eine Viertelstunde später kam die Razzia.

Eine richtige ausgewachsene Berliner Razzia: mit drei Lastautomobilen, hundert Polizeibeamten und mit einem blonden Polizeikommissar der die Geschichte leitete.

Firnelicht.

Wie pocht das Herz mir in der Brust
Trotz meiner jungen Wanderlust
Wann, heimgewendet, ich erschaut'
Die Schneegebirge, süß umblaut,

Das große stille Leuchten!

Ich atmet' eilig, wie auf Raub,
Der Märkte Dunst, der Städte Staub.
Ich sah den Kampf. Was sagest du,
Mein reines Firnelicht, dazu,

Du großes stilles Leuchten?

Nie prahlt ich mit der Heimat noch
Und liebe sie von Herzen doch
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,

Das große stille Leuchten.

Was kann ich für die Heimat tun,
Bevor ich geh im Grabe ruhn?
Was geb ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,

Ein kleines stilles Leuchten!

Conrad Ferdinand Meyer.

„Alle Türen zu! Niemand verläßt das Haus!"

Der Effekt war ungefähr der, als wenn einer in einen Bienenkorb hineinraucht. Die Gäste und Gästinnen dieses großen Hauses rannten aufgeschreckt hilflos durcheinander. Die milde Augustnacht hatte es mit sich gebracht, daß die Herrschaften, die aus den Hotelzimmern kamen, oft in der Eile nichts weiter übergeworfen hatten, als — na ja.

Es muß aber gesagt werden, daß Herr Assessor Senkpiel und seine Frau durchaus in Dreß waren, als sie auf den allgemeinen Alarmruf in der Halle des Hotels erschienen.

„Sie sind der Graf v. Pummelrode?" fragte der Kommissar mit freundlichem Lächeln.

„Jawohl . . ." sagte der Assessor, „das heißt . . . ich meine, nicht wahr: natürlich nicht!"

„Sie haben sich also unter falschem Namen eingetragen. Wie heißen Sie in Wirklichkeit?"

„Assessor Senkpiel."

„Und die Dame?" flötete der Kommissar.

„Meine Frau."

„Und Sie wohnen?" Die Stimme des Kommissars zerflo förmlich in Schmalz.

„Calandrellianlage 96."

„Was, Sie wohnen in Berlin?"

„Freilich."

„Und da gehen Sie mit Ihrer Frau Gemahlin in die „Midinette" schlafen?"

„Gewiß;" sagte der Assessor, „warum soll ich nicht?"

„Natürlich!" trillerte der Kommissar, „warum sollen Sie nicht! Haben Sie Telephon, wenn ich fragen darf?"

„Gewiß."

„Warten Sie mal, hier ist ein Telephonbuch. Richtig, da steht's: Senkpiel, Assessor, Amt Lützow 9543. Warten Sie mal — das werden wir gleich haben." Damit nahm der Kommissar den Hörer von der Gabel.

„Was wollen Sie tun?" erkundigte sich der Assessor.

„Nachsehen, ob Sie zu Hause sind."

„Ich . . . wir . . . zu Hause . . . aber wir sind doch hier; da kann doch niemand antworten; das Haus ist leer."

„Das will ich eben feststellen..."

Das Gesicht des Kommissars nahm plötzlich einen gespannten Ausdruck an; und indem er sich zu dem Inquisiten herumwandte, sagte er mit gänzlich veränderter Stimme: „Sie sagen, das Haus ist leer?" — „Natürlich."

„So?! Und hier meldet sich Assessor Senkpil!"

„Das ist nicht möglich."

„O ja. Es ist schon möglich: das wissen Sie sehr genau. Sie haben sich also einen zweiten falschen Namen beigelegt. Und wer ist die da?"

„Erlauben Sie mal!" brauste der Assessor auf, „Sie sprechen von meiner Gattin!"

„Ach so, richtig! Mit Ihrer „Gattin" haben wir uns ja auch noch zu beschäftigen!"

Der Blonde steckte wieder den Mund ins Telephon.

„Hier ist die Kriminalpolizei. Sagen Sie mal, Herr Assessor: wir haben hier ein Pärchen aufgestöbert, das sich Herr und Frau Senkpiel, Calandrelli-Anlage 96, nennt . . . . So eine Frechheit? Ja, das sage ich auch. Eine Frage, Herr Assessor: Ihre Frau Gemahlin ist ebenfalls zu Hause? — Natürlich, das dachte ich mir. Kann ich Sie einen Moment am Telephon sprechen, nur, um mich zu überzeugen, daß... Guten Tag gnädige Frau; gute Nacht, wollte ich sagen; entschuldigen Sie die Störung. Ich wollte mich nur vergewissern, daß die „Dame", die sich hier als Frau Senkpiel ausgibt, eine Schwindlerin ist. Danke sehr. Ihr Herr Gemahl noch einmal ans Telephon, wenn ich bitten darf."

Die kleine Pause benutzte der blonde Kommissar, um dem Inkulpaten mit einem einzigen Griff geschickt das Portefeuille aus der Tasche zu ziehen . . . „Herr Assessor? Die Sache kompliziert sich. Der Herr, den ich hier verhöre, hat auch eine Brieftasche mit Visitenkarten, auf denen steht: Xaver Senkpiel, Assessor bei der Staatsanwaltschaft. Es scheint sich also um einen gewerbsmäßigen Hochstapler zu handeln. — — — Wie meinen Sie? — Aus grünem Saffian, mit zwei silbernen Buchstaben: X. S. — Ihnen gestohlen? Dacht' ich's mir doch! Da haben wir einen hübschen Fang gemacht, glaube ich. Und die Dame — das ist natürlich seine Schlepperin. — Wie meinen Sie, Herr Assessor? Was ist das? — — —"

„Sie — hören Sie mal," wandte sich der Kommissar herum, nachdem er den Hörer niedergelegt hatte. Sie kommen mir wie gerufen. Also jetzt ist es heraus. Sie sind der Spielhöllen-Arrangeur Vandernepp!"

„Um Gotteswillen!" schrie der Assessor auf

„Jawohl! „Herr Assessor Senkpiel hat es mir selbst gesagt. Sie haben ihn vor kurzem bestohlen; und nun gehen Sie mit seinen Visitenkarten herum und fangen Gimpel ein; auf den Assessor fliegt Ihnen jeder Deutsche. Sehr geschickt, das muß ich sagen. Und Sie, Frau Gräfin, geborene Zirmoisel, Sie sollten sich schämen. Noch so jung; in Ihrem Alter sind ander noch in der Fürsorge."

Allmächtiger Gott! hauchte Frau Dolly.

„Da habe ich wohl eine wunde Stelle getroffen? Na, wir werden ja sehen. Also nun kommt Ihr beide mit, verstehet Ihr; los — vorwärts; wir haben Platz für die ganze Friedrichstraße."

Das war der Abschluß des ersten Hochzeitstages, den der Assessor Senkpiel mit seiner jungen Frau feierte.

*

Das Ende dieser Geschichte ist ebenso einfach wie erschütternd. Der Assessor kehrte am nächten Vormittag um 11 Uhr unter Bewachung von vier Sicherheitspolizisten in seine Wohnung zurück, während seine Frau noch im Arrest saß.

Die trüben Ahnungen, die ihn erfüllten, bestätigten sich nicht. Er hatte geglaubt er würde seine Wohnung ausgeraubt wiederfinden, leer gemacht bis auf den letzten silbernen Löffel. Im Gegenteil! Alles war an seiner Stelle; nur in der Decke klaffte ein beträchtliches Loch. Dafür lag auf dem Tisch ein Kuvert mit fünf Millionen und einem Zettel:

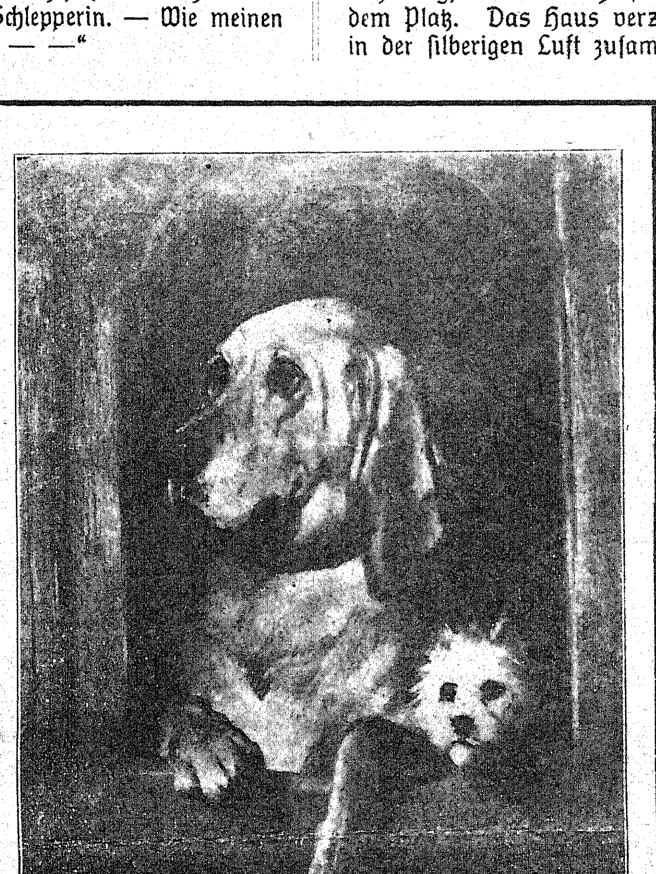
„Sie haben hoffentlich nichts dagegen, daß ich in der letzten Nacht mit meinem Spielklub Ihre Villa bezogen habe. Wir sahen Sie fortgehen; da ihre Beamten uns eben verfolgten, schien uns dies ein Wink des Himmels. Anbei ein kleines Honorar: für Miete und Reparaturkosten.

Einen Handkuß an die Frau Gemahlin; sie wird nett böse sein. Aber Ihre Einsperrung war das einzige Mittel, um ungestört weiterspielen zu können.

Ihr ganz ergebener
Vandernepp."

Der Tote. Von Eugen Mondt.

Er kam aus den Büschen über den Kiesplatz gegen Abend, in hohen Schritten durch die breiige Luft. Drunten, im Haus, das etwas tiefer lag, wußte man es und es dehnte sich wie Angst. Man hatte ihn über den schwarzen Fluß kommen sehen, etwas unsicher und schwankend auf der hohen, gebogenen Holzbrücke, eh er im Baumdunkel untertauchte, um alsbald aus den Büschen zu treten. Aus dem dämpfenden Gezweig, das der Mond durchschien, löste er sich ab und kam in seinem langen Rock leibhaftig über den Platz. Sein Schritt war erregt, und zeigte, daß er in sich vertieft war. Hinter ihm wurde es Nacht. Der halb helle Hof engte ein, und die Birken verwischten. Unter dem Strich seines Kommens knirschte der Kies, und die Weite rechts und links in sich einbeziehend, stürzten die Schrekken seiner Kunst ins Haus und packten die durch die Gänge und Säle sich wälzende Schlange des Grauens. Denn Müllpest, der seit drei Tagen auf seinem Zimmer im ersten Stock aufgebahrt lag, in dem Nacht für Nacht die Lampe brannte, hielt auf dem Platz. Das Haus verzog sich, kleiner und kleiner werdend, in der silberigen Luft zusammengekauert, nach ihnen, und durch die geschlossene Fensterläden mit ihrer übernatürlichen Größe trat das dumpfe Entsetzen aus. Im Innern schlampte die Treppe herunter der gefräßige Wurm, gejagt und verkrampft mit der Meute, und mit hohlem Schlund den Ausgangstüren sich zukehrend, durchstieß er mit dünnen Lauten das Leere. Draußen auf der düsteren Stirnseite des Gebäudes, fuhr ein Türflüge wider die Mauer, und herausquoll es über die Treppe, hera kam es sachte auf Kindes . Planta, die Witwe; hinter ihr Frau von Zerpt, ihre Begleiterin, verließ fluchtartig das Haus; trat es in die runde Wegführung unter dunklen Ulmen und lief in den Hof. Wie ein Pflock stand es mitten auf dem Platz. Unter den Bäumen dröhnte die Leere und saugte in kleinen Wellen das Grauen zurück. Aus dem Dickicht ragte ein nackter Ast, abenteuerlich lang, und schwamm aus der Nacht. Planta dachte, Irrtum in das Schwarze vertieft; zögerte, schlich ins Bleiche.



Der Herr des Hauses.

Ueber den oberen Platz kamen Schritte, die eingepflockten Stufen herab.

Jetzt hörte sie nichts, ging weiter. Da, da war es schon wieder, sie lauschte, es war nichts, fieberte und lief. Aber sah von unten herauf, da kam es doch über den Hof, sie flog an die Wand, fuhr schreiend herum, das Haus über sie weg . . . leer zog sich der Boden zurück. Dicht unter einem Fenster huschte sie hin und schlich furchtsam daher: Der Park brandete hohl in der Nacht. Es unruhigte in der Gasse des Raums. Hinter einem leeren Strauch war Geräusch und es schrie im Gewölk.

Nicht weit von ihr stand der Tote in weißlicher Luft und kam übermenschlich heran. Sie rannte ins Schwarze, buckelte hervor und japste ins Haus.

Da knirschte es, er trat ein. Sie stolperte, Knie voraus, Die Luft wurde dick und hemmt den Lauf, der Boden gab nach, die Stufen wurden groß, sie kletterte hoch, die letzten waren kaum zu erreichen: strich es, jähen Entsetzens! schütter ihr über den Nacken, sein Schritt durchfuhr ihren Leib eine Tür, und hinein, den Riegel vor, hing Sie verkrampft am Schloß. Sie wand sich um und fand sich im Totenzimmer; Müllpest, den sie hinter sich her geglaubt hatte, lag da. Die Lampe brannte über dem Tisch.

In diesem Moment fuhr fischkalt ihr quer übers Ohr die Wange hirab und schwirrte schwer: Eine Hand, vom Arme getrennt, ins Licht; er ging aus; Dunkel quoll dick' sie stampfte, der Rumpf wurde kalt. Es trabte im hohlen Gang, wie leichtes Pferdegetrappel hinab. Eine hohe Stimme rief aus der Nacht: Verloren, verloren! Rettungslos verloren, alle Kreise schwinden.

Die Sphinx hatte sich in Aegypten geregt und das kreisende Meer gehorchte ihrem Blick.

Das Grundwasser stampfte sich dröhnend empor zu der unaufhaltsamen Stirn, und alles jagte auf dem Boden der Nacht. Die großen Sterne rollten am Firmament voran. Eine weiße Welle stürmte über dem dunklen Grau.

Es klingelt am Telephon. Von Friedrich Karinthy.

Ich langweilte mich. Ich stand am Fenster und beobachtete die Straße. Sah aber nichts Besonderes. Gegenüber auf der anderen Seite der schmalen Gasse ist ein dreistöckiges Haus; laß einmal sehen, was es da gibt. Links die drei Fenster des zweiten Stockes trauern mit herabgelassenen Rouleaux; da sind sie in die Sommerfrische gegangen. Aber: dort auf dem anderen Flügel lebt man noch, von dem offenen Fenster hat man die Gardine zurückgezogen, was ist denn dadrin? Ein Ledersessel vor dem Fenster, weiter ein Bücherschrank. Ein großer Schreibtisch. — Vor dem Schreibtisch ein korpulenter Mensch mittleren Alters; es scheint, er hat geschrieben. Jetzt lehnt er sich träumerisch zurück und polkt im rechten Ohr. Wer mag nur dieser Mensch sein? Was kann er schreiben, das denkt er wohl, und warum polkt er im rechten Ohr? Es ist richtig: ich brauche nicht dorthin zu schauen; aber welches Recht hat dieser Mensch, gerade diesen Platz des Weltraumes für mich unbehaglich zu machen, dazusitzen, so daß ich nicht ruhig hinüberschauen kann? Wie dumm, daß ich ihn nicht merken lassen kann, daß er in Gesellschaft ist, daß er nicht allein ist, daß man ihn beobachtet! Hinüberschreiten kann man natürlich nicht, es ist zu weit, und überdies wäre er noch beleidigt. Es ist weit, das heißt . . . Das wäre eine Idee . . .!

Wer der Mensch nur ist? Ich bin dumm: es ist Bela Kuzor, Advokat, unten an der Tür ist ja sein Schild: „Zwei Treppen links". Stimmt.

Ich suche in meinem Telephonbuch seine Nummer. „Bela Kuzor — — Nummer soundsoviel — —". Ich rufe ihn an. Dabei beobachte ich.

Das Telephon klingelt dort drüben. Der Herr Advokat springt auf, stürzt zum Apparat.

„Hallo, wer da?"

„Ist dort Herr Advokat Bela Kuzor?"

„Jawohl. Wer spricht?"

„Davon ist nicht die Rede, wer spricht. Davon ist die Rede, daß Sie nicht in den Ohren polken sollen. Sonst werde ich dir auf die Finger schlagen, du kleiner Lümmel du."

Das Wort bleibt dem Advokaten in der Kehle stecken. Er stottert etwas; ich höre nicht, was; ich sehe nur seinen Mund.

„Nun, stottern Sie nur nicht, junger Mann."

Der Advokat greift sich entsetzt an den Kopf: „Aber — aber — was ist denn — wer — wer — wer —?"

„Stottere nicht, mein Söhnchen, fahre dir nicht immer an den Kopf, mach keine Grimassen und hopse nicht so herum. Kannst du dich nicht ordentlich benehmen?"

„Hallo! Hallo! Wer ist denn da? Wer spricht?"

Der Advokat drehte sich erschreckt um seine eigene Achse, schaut rückwärts und bewegt fahrig den Kopf. Ich lege den Hörer ruhig ab, das weitere beobachte ich wie auf der Leinwand im Kino. Er schreit noch eine Weile in das Telephon, aber er bekommt keine Antwort. Er reibt seine Augen und seine Ohren. Er zwickt sich in den Arm. Endlich lächelt er erleichtert, seufzt auf — nun ist er davon überzeugt, daß er an diesem schwülen Nachmittag geträumt hat. Er trinkt ein Glas Wasser. Beruhigt sich. Setzt sich. Draußen im Vorzimmer klingelt es. Er eilt zur Tür, es erscheint eine Dame. Nanu? Aeußerst vertrauliche Begrüßung. Ein paar Minuten später sitzen beide auf dem Sofa. Das Gespräch wird immer wärmer. Der Advokat küßt der Frau die Hand . . . Was ist denn das? Er wird immer vertraulicher. Alsooo! Es ist Zeit, einzuschreiten.

Ich rufe ihn an. Er entwindet sich erschreckt und läuft zum Telephon.

„Hallo! Hallo!"

„Hallo, dort Bela Kuzor, Advokat?"

„Jawohl. Wer da?"

„Also hören Sie, mein Freund, weshalb lassen Sie diese Frau nicht in Ruhe? Schämen Sie sich nicht? Ihre arme Gattin im Bade, was soll die wohl sagen?"

Der Advokat knickt in die Knie. Er fällt vor dem Telephon nieder, erhebt seine Hände zum Gebet und lallt weinend in das Telephon: „O Gott, o Gott! Endlich erkenne ich deine niederschmetternde Stimme. Ich bin ja nur ein armer, sündiger Sterblicher. Dein Diener harrt Deiner Befehle . . ."

Er versinkt in inbrünstiges Gebet. Er fängt an, mir leid zu tun. Was soll ich diesen armen Kerl länger aufziehen.

„Fürchte dich nicht mein lieber Sohn, laß nur diese Frau in Ruhe, dann wird noch alles gut werden. Ita missa est. Time is money."

Der Advokat schlägt ein Kreuz über das Telephon und schickt in Frieden die Frau weg. Dann setzt er sich an den Tisch und versenkt sich in tiefes Gebet.

Die Sache fängt an, langweilig zu werden. Es war ja ganz amüsant, aber schließlich habe ich doch keinen materiellen Nutzen gesehen . . . Na, könnte man nicht etwas . . .?

Nur Mut. Ich rufe ihn wieder an. Mit vielen Verbeugungen geht er ans Telephon, nimmt ehrfürchtig den Hörer ab.

„Mein lieber Sohn, kannst du mir nicht hundert Kronen leihen? Ich bin momentan in Verlegenheit."

„Wie? Was? Hallo! —"

„Du kannst das Geld ja abgeben —, zwar bin ich stets um dich, aber sicher ist sicher: gib es ab gegenüber Nummer 6 im dritten Stock links Nummer 4 — — —"

Wütend knallt er den Hörer ein. Er hat mich gesehen.

Das Ballonfest in Holland.

In der Stadt Belendam in Holland findet alljährlich eine originelle Volksbelustigung, das „Ballonfest" statt. Von den zahlreichen Teilnehmern des Festes werden kleine Ballons zu einem Wettfliegen aufgelassen. In diesem Jahre ging der siegende Ballon in Deutschland einige Kilometer von Bremen nieder.

Humor.

In der Schule. Lehrerin: „Grete, wo bist du geboren?" — Grete: „Ich bin überhaupt nicht geboren — ich habe eine Stiefmutter."

*

Modern. Fremder: Bin ich hier richtig im „Klub der Unsterblichen"?" — Pförtner: „Wenn Se nich janz richtig sind, denn sind Se hier janz richtig; aber wenn Se richtig sind, denn sind Se hier nicht richtig!"

*

Schlechte Erfahrungen. Kondukteur: „Ein Platz auf dem Dach und einer im Wagen sind noch frei, meine Damen." — Die Mutter: „Sie werden doch eine Mutter nicht von ihrer Tochter trennen wollen?" — Kondukteur (läutet ab): „Nie wieder! Einmal hab' ich's getan und muß es seither büßen."

*

Vergnügungsmaßstab. — „Nun im Bade gut amüsiert?" — „Großartig! Meine Frau hat den Ehescheidungsprozeß gegen mich eingeleitet."

Verantwortlicher Schriftleiter: in Vertretung: Dr. E. v. Behrens.
Druck: Verlagsgesellschaft „Libertas" m. b. H., Petrikauer Straße 86.